Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 51 (1947-1948)
Heft: 4

Artikel: Der Genius und das Glück
Autor: Persich, Walter
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-664459

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Der Genius und das Glück

Musik klingt wieder in Wien!

Was wäre die alte Donaustadt ohne das Reich der Töne? Die Anmut Mozarts ist verweht, die Kühnheit Glucks vergangen, und auch des Meisters Haydn klingende Stille ist nicht mehr hörbar — — sie sind, die Genien einer stolzen Vergangenheit, schneller geworden, als die Gegenwart sich auf eigene Werte besinnen konnte — — doch schwebt jetzt wieder ein Name auf aller Lippen. Ein kühner, ins Zukünftige strebender Künstler schüttelt seinen Herzensreichtum aus: Ludwig van Beethoven!

Man erzählt viel von diesem gedrungenen starken Manne mit dem bösen Gesicht und den gütig strahlenden Augen, mit dem wirren Haupthaar, der unordentlichen Krawatte und dem schweren Gang. Welche halten ihn für einen wahren Gott. Man flüstert von einem geheimnisvollen schweren Leiden. Es soll — so wird erzählt— seine Ohren befallen haben und ihn ausschließen vom Hören all der Pracht und Herrlichkeit, die aus seinem Innern hervorquillt wie ein glühender Born — — —

Was weiß die Welt, was wissen die Menschen in Wahrheit von ihm? Das Volk auf den Straßen kennt ihn nicht. Wenn er dahinwandert durch die Wiener Gassen und hinaus lauscht in das ferne, ihm fast unhörbare Brausen der Winde um den Stephansdom, die ihm alle Harmonien der Ewigkeit zutragen, so ist er einer von hunderttausend Fremden. Oft sieht er aus wie der Aermsten einer, und es geht ihm dann auch nicht gut in den alltäglichen Dingen. Oft ist seine Tasche leer, und oft klimpern die Kronaler und Dukaten ein paar Tage ein lustiges Lied in seinem Rockfutter, in das hinein sie wieder einmal durch ein Loch in der Taschennaht gerutscht sind.

Der wohlgekleidete Juwelier lächelt über den seltsamen schwerhörigen Mann. Er hat die Gemme, die jener im Fenster sah, auf die Glasplatte des Ladentisches gelegt und sich bemüht, den Kunstwert des zierlichen Handschnitzwerks in der barocken Goldfassung zu erklären. Aber der Kunde hat gar nicht hingehört! In seiner breiten Hand ruht das Schmuckstück. Es glänzt rein und zauberhaft — ein Mädchenkopf, umrahmt von griechisch geknotetem Haar, den die Augen des seltsamen Menschen glühend, verlangend betrachten, über den seine aufgeworfenen Lippen, die so seltsam stolz in diesem von der Not gezeichneten Gesicht erscheinen, flüstern: „Giulietta!"

Ein kaum merkbares Lächeln huscht um die Lippen des eleganten Verkäufers. Beethoven spürt es mehr, als daß er es sieht. Brüsk schiebt er die Gemme in die Rocktasche, wirft ohne ein Wort die geforderte Summe auf den Ladentisch und eilt ungestüm hinaus. Kopfschüttelnd sieht der Juwelier dem Mann nach. Der drängt durch das Menschengewühl mit seinen breiten Schultern vorwärts. Seine Züge sind verklärt wie in einer Andacht, und nur er hört das Brausen der gewaltig ihn umrauschenden Töne des Alls: Erfüllung — — Glück! jubeln sie an seinen nahezu tauben Ohren — Giulietta!

Bald steht er vor dem prächtigen Haus des k. und k. Hofrats Guicciardi. Sie wird ihn erwarten! beglückt ihn sein Denken. Heute ist der Tag, an dem er sich dem Hofrat erklären und die Einwilligung ihres Onkels zu der geplanten Verbindung empfangen soll. Er will es wagen, die Sorgenbürde einer Ehe für dieses zauberische Geschöpf aus Gottes Hand auf sich zu nehmen. Er will mit seinem Nacken gegen alle Fährnisse des Daseins ankämpfen. Die letzten Wochen haben ihm bewiesen, daß Alltagsbeschwernisse sich lichten und überwinden lassen. Sie wird seiner harren, ihr kleines, junges, pochendes Herz erhofft nicht weniger als das seine die große Erfüllung!

Ein Bedienter öffnet.

„Melden Sie mich dem Herrn Hofrat!" sagt der Besucher.

Beethoven muß die Hand ans Ohr legen, um die kühlen Worte, die der Mann wiederholt, zu verstehen.

„Der Herr Hofrat sind zum Grafen Gallenberg gefahren!"

Gallenberg! Ein armer Adliger, der Giu-

lietta mit seinen Huldigungen verfolgt, ihr lästig geworden ist und nur elten im Haus des Hofrats verkehrt! Beethoven kennt ihn. Gut, man wird etwas zu besprechen haben — der Adelskalender verbindet selbst Menschen, die einander wenig leiden können.

„So melden Sie mich der Frau Hofrätin!"

„Die Frau Hofrätin sind mit dem Herrn Hofrat zum Grafen Gallenberg gefahren!"

„Zum heiligen Donnerwetter! Stehen Sie nicht so steif da, Sie Wachsfigur — melden Sie mich der Gräfin Giuletta!"

„Dero Gnaden sind ebenfalls zu — — ihrem Verlobten, dem Grafen Gallenberg gefahren!"

Der Bediente schlägt die Tür zu. Der Meister steht reglos, im sonnigen Tag fröstelnd, davor. Zu ihrem Verlobten! Dem Grafen Gallenberg! Ja, ja — dem Hofrat ist wohl diese Verbindung immer noch besser erschienen als die mit einem Musikanten — mit dem Meister der deutschen Musik, dem Genius Wiens!

Wie er zurückgelangt ist zu seiner Behausung, weiß Beethoven nicht. Um ihn her ist Grabesstille. Ihm ist, als habe er aufgehört zu leben. Drei Tage und drei Nächte sitzt er bewegungslos vor dem Flügel. Seine Hände finden nicht die Tasten. Sie sind verkrampft um die Gemme, das wundersame Schnitzwerk eines stillen, verträumten, der Schönheit dienenden Künstlers. Das zauberisch geformte Bild spricht zu seinen Augen. Der zarte Mädchenkopf im barocken Goldrahmen lebt. Eine leise Wehmut scheint über die elfenbeinernen Züge zu gleiten.

Giuletta! seufzt der Meister — — er wartet! Worauf! Darüber sinnt er nicht nach. Die bedrückende Stille macht die Welt ganz dunkel. Nur noch einen Entschluß kann er fassen, da seine ganze Welt zusammengebrochen ist — da er taub wurde und die Liebe verlor. Er wird auf den Befehl seines Herzens zum Tode warten — — — —

Am dritten Tag fällt sein Blick, der bis zu dieser Minute nichts mehr wahrgenommen hat, auf die Seiten eines aufgeschlagenen Buches. Worte Napoleons stehen darin, und nur eine Zeile wird dem von der Qual der Einsamkeit umlauerten Geist klar:

„Kraft ist die Moral der Menschen, die sich vor andern auszeichnen, und sie ist auch die meinige!"

Kraft ist die Moral der Großen! Kaum ist Beethoven bewußt geworden, was er soeben halb träumend aufgenommen, gleiten wie unter fremdem Befehl die bis dahin toten Hände über die Akkorde. In seinen Ohren brausen und schwellen wilde Melodien. Dissonanzen kämpfen gegen reine Klänge. Das Motiv der Eroica taucht wieder hervor. Er hat es nicht bemerkt, daß die Gemme seinen dem Ansturm der Töne gehorchenden Händen entglitt und am Boden liegt — er ertrinkt im Rausch der Musik.

Erst im Abenddämmer kann er sich erheben — gelöst, befreit, leergebrannt. Ohne allen Schmerz. Jetzt wird die Sinfonie vollendet werden! Diese Gewißheit durchtobt jubelnd und auch wieder drängend und qualvoll sein Inneres.

Nur ein kleines Licht liegt vor dem Fenster. Der Tag zerfällt langsam ins Nichts der Nacht.

Beethoven geht dem zerstäubenden Schimmer entgegen. Sein Fuß knirscht über etwas Hartes. Aber seine kranken Ohren vernehmen nicht das Geräusch. Draußen glimmen Laternen auf.

Da dehnt sich und liegt Wien vor seinen in Ermüdung brennenden Augen — — Es funkelt, es gärt, es lebt und stirbt in jeder Minute und gebiert immer neu die kommenden Ewigkeiten des Daseins. Es lärmt verspielt, und seine tänzelnde Leichtfertigkeit übertönt einstweilen die wenigen, verstreuten Stimmen der Heroischen. In dieser Stunde haßt Beethoven die Stadt, die ihm einst Asyl und allmählich immer mehr Heimat ward. Und doch möchte er sie in seinen mächtigen schweren Armen an die Brust pressen: Wien, Wien!

Schüchtern klopft die Bedienerin.

Sie stellt wortlos die Lampe auf den Tisch und schleicht angstvoll hinaus. Die Zornausbrüche des Meisters sind ihr allzu gewohnt, sobald er sich durch sie gestört fühlt — — —

Auf dem Tisch leuchtet Papier? Ach ja, er wollte dem Maler Macco die bevorstehende Hochzeit melden — und wie anders muß er den Brief beenden! Was soll er dem Freunde schreiben? Worte des Hasses, Worte stillen Ver-

zichts? Hader mit dem Schicksal oder Glaube an die unheimliche Macht des Lebens?

Sein Auge irrt durch den Raum — auf dem Boden liegt zertreten Gold und Weiß — — Er bückt sich: die Gemme für Giulietta!

Ja, sein Fuß ist darüber hin gestampft, er hat sein eigenes Opfer, sein Angebinde für die letzten Dukaten und Taler aus der zerfetzten Tasche, zerstört — vorwärtsgetrieben von der Musik, von der Macht der „Eroica"!

Entschlossen nimmt Beethoven Platz am Tisch. Seine Feder schmiert über den Bogen. Die letzten Worte des Briefes an den Maler Macco sind:

„Malen Sie, und ich mache Noten, und so werden wir ewig — — — ewig? — — — ja, vielleicht ewig fortleben!"

Walter Persich.

Herbstabend im Walliserdorf

Den feinen Strichen eines Aquarells gleich heben sich die Silhouetten der westlichen Gebirge vom Zartrosa des Abendhimmels ab. Auf einzelnen Gipfeln rasten noch ein Weilchen die letzten Sonnenstrahlen, um dann auf einmal in der Unendlichkeit des Raumes zu zerfließen. Dann hat sich der Tag müdgekämpft und legt sich seiner Geliebten — der Nacht mit ihren tausend Geheimnissen hinter dunklen Schleiern — in die weichen Arme ...

Heimwärts rasseln schwerbeladene Wagen, von magern Tieren gezogen und von müden Menschen begleitet. Verlassenheit umfängt die Aecker, die ein Tag lang ihre wohlgeborgenen Früchte sich nehmen ließen, die stotzigen Bergmatten, denen Herdenglockengeläute und frohes Lachen unbekümmertes Leben schenkten. Um die Sträucher am Wegrand legt der Abend mit feinen Fingern zarte Schleier und deckt damit das hundertfältige Leben in ihrem Blättermeer und Wurzelreich sorgfältig zu.

Die Männer stehen auf dem Dorfplatz beieinander und lauschen ihren Gedanken und scheinen nur mit ihren kurzen Pfeifen beschäftigt. Unter den Haustüren oder am Dorfbrunnen treffen sich die Frauen. Wichtiges und anderes haben sie sich noch vor dem Eindunkeln zu sagen. In irgendeiner Gasse tollt der Bubenübermut und kichert eine Mädchenschar.

Dann zittern die zerhackten Töne der Abendglocke über die steinbeschwerten Schindeldächer in die Unermeßlichkeit des Raumes. Die Männer haben die Pfeife in die eine Hand und den verwaschenen Hut in die andere genommen. Die Frauen schweigen — selbst die Kinder verstummen manchmal — nur der alte Brunnen plaudert unermüdlich weiter. Und ein kleiner Spatz wirft eine freche Melodie von einem moosüberwucherten Dachkennel herunter ...

Auf einmal sind die Gassen ins Dunkel gesunken. Da und dort durchbricht ein Lichtschimmer die schwarzen Häuserfronten. Die Männer sind mit kurzem, kaum verständlichem Gruß vom Platz verschwunden. Auch der Dorfbrunnen ist vereinsamt. Stille macht sich in den Winkeln und Gassen breit. Aus den Küchen tönt das lustige Geklapper vieler Eßlöffel und das Murmeln eines Dankgebetes.

In den Schlafkammern wird die harte Tagesfron in laub- und strohgefüllten Betten — heute wohl auch auf Federmatratzen — zur Ruhe gelegt. Mancher Trotz und viele Mißverständnisse finden erst hier Aussöhnung und verzeihende Liebe. Aber auch viele Tragödien beginnen erst jetzt! ...

Der letzte Gipfel ist in nächtliches Grau gekleidet. Zaghaft blinzeln die ersten Sterne hernieder.

Ein Duft von welkem Blattwerk, aufgebrochener Ackererde und jungem Wein liegt in der Luft.

Erfüllung und schrankenlose Hingabe atmet die Herbstnacht ...

Ludwig Im Esch.